Rezensionen

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Freiburger Geschichtsblätter**

Band (Jahr): **79 (2002)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

REZENSIONEN

Daniel SCHLÄPPI, *Die Zunftgesellschaft zu Schmieden in Bern zwischen Tradition und Moderne. Sozial-, struktur- und kulturgeschichtliche Aspekte von der Helvetik bis ins ausgehende 20. Jahrhundert,* Bern, Historischer Verein des Kantons Bern, 2001 (= Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern, Bd. 81), 566 S., 79 Tabellen, 34 Grafiken, 16 Bildseiten.

Die publiziert vorliegende leicht überarbeitete und ergänzte Fassung der Dissertation Daniel Schläppis ist im Auftrag der Verantwortlichen der Berner Zunftgesellschaft zu Schmieden entstanden, ihnen ihre eigene Geschichte als wissenschaftliche Zunftgeschichte zu schreiben. Der damit verbundenen «Gefahr einer hagiographischen Patinierung», der sich derartige Auftragsgeschichte als moderne «Hofgeschichtserstattung» immer aussetzt, war sich der Autor von Anfang an bewusst. Er zog sich mit professioneller Wissenschaftlichkeit aus der vermeintlichen Affäre: Er ging dort Kompromisse ein, wo es auch Sinn macht, nämlich bei einzelnen formalen Aspekten; so solle sein Buch auch leicht verständlich sein und sich an eine breitere Öffentlichkeit ausserhalb der Historikerzunft richten. Bei der Methode und den verfolgten Ansätzen gab sich der Autor hingegen kompromisslos. Herausgekommen ist eine Studie, die den Vorgaben im Untertitel vollkommen gerecht wird, die sozial-, struktur- und kulturgeschichtliche Aspekte des 19. und 20. Jahrhunderts herausarbeitet. Kritische und vor allem an der neuesten Zeit interessierte Leser vermissen aber einen wichtigen Aspekt; darauf ist noch zurückzukommen. Am Resultat indes ändert sich deswegen nichts. Der Band und damit auch das abgehandelte Thema werden sehr detailliert und sorgfältig erschlossen, was sich im Anhang unter anderem in einem ausführlichen Registerteil äussert. Was aber an Arbeit wirklich dahinter steckt, lässt sich durch das Quellenverzeichnis, das die konsultierten Quellen ausführlich protokolliert, bloss erahnen. Dass sich das häufig als «staubige» Quellenarbeit gering geschätzte historische Handwerk auch im heutigen Zeitalter lohnt und sich durchaus an den Ergebnissen messen lässt, diesen Beweis tritt Schläppi mit seinem Werk an.

Die auf dem Titelbild bei der Grundsteinlegung zu einem Neubau ihres Zunfthauses stolz dreinschauenden Männer der Zunftgesellschaft deuten bereits an,

worum es dem Autor bei seiner Untersuchung geht, nämlich zu zeigen, dass die Zunftgesellschaft, unabhängig vom Pochen auf Tradition und von einer konservativen Grundhaltung, ihren Weg in die Moderne durchweg aktiv gestaltete, also keineswegs bloss rückwärts gerichtet war. «Unter Modernisierung wird deshalb nicht die traumatische Erinnerung und der Bruch zwischen zwei Zeitaltern [...] verstanden, sondern ein stetiger Prozess, indem sich objektive Strukturen und subjektives Empfinden beziehungsweise Handeln wechselseitig beeinflussen» (S. 25). Dass indes das gespannte Verhältnis zwischen Tradition und Moderne das geschichtliche Thema schlechthin darstellt, dessen waren sich die stolz und elitär dreinblickenden Männer auf dem Titelbild wohl bewusst, lag es doch in ihrem modernen Sinn, an Stelle des alten Hauses ein neues zu errichten, woraus sie ihrerseits finanziellen Nutzen erhofften, damit sich ihre Investition auch lohnen würde. An mehreren Stellen wird bei Schläppi deutlich, dass das Profitdenken die Rolle, die man dem Modernen zubilligte, bestimmte und geprägt war vom Bestreben nach Besitzstandswahrung. In den Worten des Historikers: «Indem die Handlungsträger mit ihrem Bauprojekt zur Vermögenssicherung der Zunft beizutragen trachteten, verhielten sie sich aber durchaus im Sinn einer übergeordneten Tradition, denn die spezifisch zünftische Mentalität, dass die Zunftverantwortlichen ihre Entscheidungen immer unter Rücksicht auf die Wahrung und Mehrung des kollektiven Besitzes trafen, dürfte eine der ältesten Konstanten im Wesen der burgerlichen Korporationen dargestellt haben» (S. 475). Eine Aussage, die der Autor in mehreren Passagen mit Beispielen untermauert. So amalgamierte das identitätsstiftende und stets zu vermehrende Vermögen mit der wandelvollen Rolle der Finanzen zum «Surrogat der Geschichte» oder zu deren «materialisierten Substrat». Was zählt ist, was unter dem Strich rauskommt, ist der Saldo. Dies wird gerade auch im modernen Sinn derivativen Verständnis von Tradition zum Ausdruck gebracht. Vom Vermächtnis der Vorfahren in die Pflicht genommen, leiten die Nachkommen ihren Auftrag ab, zum Erbe höchste Sorge zu tragen.

Nach dem einleitenden und vor dem abschliessenden zusammenfassenden Kapitel behandeln acht ausführliche Kapitel (zu Demographie, Zunftstruktur, Finanzen, Fürsorgewesen, Geselligkeitsleben) auf je eigene Weise die Thematik. Anfangs wird der historische Rahmen der ereignisgeschichtlichen Zusammenhänge des 19. Jahrhunderts abgesteckt, was beim Leser die Frage entstehen lässt, warum Schläppi dasselbe nicht auch für das 20. Jahrhundert tut. Das 20. Jahrhundert wird dann lediglich in einem mentalitätsgeschichtlichen Abschnitt abgehandelt, worin man einen gewissen Mangel feststellen kann. Durch die gewählten Ansätze der breit angelegten strukturgeschichtlichen Forschung und der auf die Mentalität der Zunftgesellschaft ausgerichteten Fragestellung, die auch die Stärke dieser Studie ausmachen, wird dennoch der Blick auf konflikthafte Situationen und auf Ideologien, an denen das 20. Jahrhundert nicht arm war, verbaut und die problemorientierte Diskursanalyse verhindert. Gerade wenn man aber die methodische Stärke der Studie und des Autors berücksichtigt, die vor allem auch in der sprachkritischen Analyse der reichhaltigen Quellen liegt, wäre es interessant gewesen, in dieser Hinsicht etwas mehr vom spannenden Verhältnis der ständisch-korporativen Grundhaltung zur bürgerlich-individualistischen Lebens-

weise der Zunftgesellschaft zu erfahren, etwa mittels eines biographischen Zugangs. Dies wurde indes schon fast von Vornherein auch durch Anonymisierungskonzessionen, die der Autor eingehen musste, verunmöglicht und hätte wohl auch den an sich schon weiten Rahmen der Untersuchung gesprengt. Anonyme Geschichte vermag aber nie ganz zu überzeugen; man muss die Dinge beim Namen nennen dürfen.

Gerade die hinsichtlich zukünftiger Untersuchungen vom Autor geforderte «akteursbezogene Banken- und Finanzgeschichte», die wesentlich zum Verständnis der Geschichte des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts und der Zusammenhänge beitragen könnte, würde dem sicherlich Rechnung tragen.

Es ist nie zu spät, sich für seine Nachbarn zu interessieren. Mit der Lektüre des vorliegenden Buches gelingt es auch Freiburgern, sich in die Lebenswelt der bernburgerlichen Gesellschaft zu vertiefen und festzustellen, dass man, obschon alle im gleichen Land leben, doch verschieden ist, dass aber trotz der vielen Unterschiede immer wieder ähnliche mentale Strukturen im Umgang mit Anderen und mit Geld zum Vorschein kommen.

NICOLAS HAYMOZ

Verena BAUMER-MÜLLER, *Ein Medizinstudium um 1850. Soziales, ökonomisches und persönliches Umfeld in Zürich, Würzburg, Prag und Wien. Am Beispiel des cand. med. Jean Fischer (1828–1853) aus Merenschwand und Lenzburg*, Dietikon 2001 (= Zürcher Medizingeschichtliche Abhandlungen, Nr. 288), 100 S.

Im Alter von 24 Jahren verstarb am 19. Februar 1837 in Zürich ein frisch promovierter Doktor der Philosophie, der erst um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert literarischen Weltruhm erringen sollte. Sein Name: Georg Büchner. Todesursache: Typhus. Das Faulfieber, früher auch Nervenfieber genannt, verlor seinen Schrecken erst nach der Verbesserung der allgemeinen Hygienebedingungen und nach dem massiven Einsatz von Antibiotika als Heilmittel gegen Infektionskrankheiten. Dass es sich bei Büchner um keinen Einzelfall handelt, zeigt das Schicksal des Medizinstudenten Jean Fischer, dem Verena Baumer-Müller in einer knappen, doch gehaltvollen Studie nachgegangen ist.

Der ausführliche Untertitel steckt den Rahmen ihrer Untersuchung ab. Soziale, wirtschaftliche und private Aspekte eines Studenten, der um die Mitte des 19. Jahrhunderts vier verschiedene europäische Universitäten besuchte, kommen hier zur Sprache, nicht in abstrakter Weise, sondern ganz konkret und mit umfangreichem Zahlenmaterial belegt. Hauptquelle der Arbeit sind die beiden Ausgabenbüchlein Fischers, die von der Autorin umsichtig ausgewertet und analysiert werden. Dank des Beizugs zusätzlicher, teils unveröffentlichter Textzeugnisse gelingt es ihr, anhand eines Einzelschicksals allgemeine Züge des damaligen Medizinstudiums und Studentenlebens deutlich zu machen. Dass sich etwas so Prosaisches wie die regelmässige Nachführung sämtlicher Ausgaben eines jun-

gen Manns um 1850 überhaupt bis heute erhalten hat, hängt wohl mit Fischers tragischem Los zusammen. Gleich wie Büchner erlag er dem «typhösen Nervenfieber», und sein unerwarteter Tod kurz vor Studienabschluss veranlasste die Familie, die persönlichen Andenken an den Frühverstorbenen bis heute aufzubewahren.

Dabei geht es der Autorin weniger um die Darstellung eines bewegenden Daseins, sondern um die «Beschreibung des Medizinstudiums und des Studentenlebens um 1850 am Beispiel einer konkreten Person». Wer ihre Studie liest, erfährt, wie der damalige Studiengang eines Arztes aussah, welches die Voraussetzungen eines Medizinstudiums waren, wie viel dieses kostete, warum Schweizer Studenten in Würzburg, Prag oder Wien studierten und wie sich die Lebenskosten der Bevölkerung ganz allgemein zusammensetzten, ob dies nun die Miete, das Essen, die Kleidung, Ferien- und Studienreisen oder die abendliche Unterhaltung betrifft. Als ausgesprochener Theaterliebhaber ging Jean Fischer während seiner fünf Zürcher Semester 23-mal ins Theater, das sich damals in der umgebauten Barfüsserkirche befand. Dafür zahlte er insgesamt 14.54 Franken. Doch nicht nur nackte Zahlen werden mitgeteilt, sondern gleichzeitig erhalten die Leserinnen und Leser einen knappen Überblick über das Zürcher Aktientheater der damaligen Zeit. Ebenso sorgfältig ist die akademische Tätigkeit der verschiedenen Medizinprofessoren dokumentiert, deren Vorlesungen Fischer besuchte. So ist diese Arbeit der in Freiburg lebenden Historikerin ein anschauliches und gelungenes Beispiel für eine Untersuchung, die mit einem «Zoom» auf scheinbar banale Details einen lehrreichen Einblick in den Alltag unserer Vorfahren gewährt.

HUBERTUS VON GEMMINGEN

Hermann SCHÖPFER (Hg.), *Das Panorama der Murtenschlacht. Le panorama de la bataille de Morat*, Freiburg, Stiftung für das Panorama der Schlacht bei Murten 1476 und Panorama, Konservierung & Restaurierung GmbH, 2002, 160 S., 160 Abb., Falttafel.

Seit der Heidelberger Politikwissenschaftler und Kulturhistoriker Dolf Sternberger 1938 seine bahnbrechenden «Ansichten vom 19. Jahrhundert» unter den Leitbegriff des Panoramas stellte und dieses Phänomen zum Kennzeichen einer Zeit erhob, «die ihre eigene Geschichte zum imposanten Rundbild täuschend zusammenfasste», hat sich über das Panorama als solches wie über den Aufstieg und Niedergang der Panoramabilder eine Flut von Büchern und Artikeln ergossen. Neben den Stadtansichten war es vor allem die Darstellung kriegerischer Ereignisse, die im Streben nach «grösster Illusion» geschaffen wurden, um dem Publikum in einer imaginären, durch reale Requisiten mit der Wirklichkeit verknüpften Situation überschaubare Verhältnisse vorzugaukeln, die im Alltagsleben immer weniger zu finden waren. Zudem bot die ästhetisierte Wiedergabe

(kein Lärm und kein Blut) die Möglichkeit, in der Unmittelbarkeit des dargestellten Geschehens einen Augenblick patriotischer Erhebung zu erleben, der im Gegensatz zur andachtsvollen Haltung angesichts der hieratischen Frontalität eines Kriegerdenkmals stand. Das Aufkommen des bewegten Bildes fegte die Panoramen um 1900 aus öffentlichem Raum und kollektivem Bewusstsein. Erst in unserer Zeit der visuellen Überflutung besinnt man sich erneut auf das beschauliche Rundbild zurück und sucht es zu neuem Leben zu erwecken. Dabei befindet sich die Schweiz auch heute noch in der einzigartigen Lage, mit dem Wocher-Panorama der Stadt Thun, dem Bourbaki-Panorama in Luzern, dem Kreuzigungs-Panorama in Einsiedeln und dem Murtenschlacht-Panorama in Murten vier wichtige Vertreter dieser selten gewordenen Kunstgattung zu besitzen.

Zwar konnte das Panorama der Murtenschlacht – dank der vom Schweizerischen Gewerbeverband finanzierten Restaurierung und der Aufstellung in Jean Nouvels «Monolith», der auf der Murtner Arteplage die Vergänglichkeit des Augenblickes symbolisiert – von unzähligen Besucherinnen und Besuchern der Schweizerischen Landesausstellung 2002 besichtigt werden, doch sind nach Abschluss der Expo.02 weder ein definitiver Standort gefunden noch die zukünftige Präsentationsform bekannt. Da den Schlachtenbummlern im Rostwürfel aus offenbar nur im Licht einer höheren Ausstellungsstrategie einsichtigen Gründen nicht nur das vorliegende Buch als Objekt, sondern auch Informationen über seine Existenz vorenthalten wurden, führte und führt es ein unverdientes Mauerblümchendasein. Allerdings verwandelt sich das Blümchen bei näherer Betrachtung in einen bunten Strauss von eindrucksvoller Fülle. Und für einmal verbirgt die Farbenpracht keine inhaltliche Leere, sondern ist Ausdruck einer gehaltvollen, geschickt komponierten Reihe von Beiträgen, in denen alle möglichen Aspekte des Murtner Panoramas vorgestellt und erörtert werden.

Zunächst wird den Machern das Wort erteilt: Jean-Baptiste de Weck stellt die «Stiftung für das Panorama der Schlacht bei Murten 1476» vor, Volker Schaible fasst die Restaurierungsarbeiten zusammen, und Hans Rudolf Früh erläutert die Beweggründe, die den Schweizerischen Gewerbeverband veranlassten, die Restaurierung («... ganz im Sinne des Gewerbes, das gerne etwas für die Zukunft schafft») zu finanzieren. Der Pariser Stararchitekt Jean Nouvel und seine Vertreter vor Ort, Gauer Itten Messerli Architekten, äussern sich verwickelt, langatmig und offensichtlich einzig der eigenen Logik verpflichtet über ihre Absichten (S. 12): «Der erste Gedanke der Arteplage war eine Symbiose zu schaffen zwischen dem Willen für eine unkonventionelle Ausstellung, sich nicht vom Ort, an dem diese stattfindet, abzusondern, sondern ihn im Sinne der künstlerischen Tendenzen der Land Art einzubeziehen und für die von der EXPO.02 für die Arteplage Murten gegebenen Themen 'Augenblick und Ewigkeit' eine Architektursprache zu finden, welche sich mit dem Ort, sowohl mit der Stadt wie dem See, verbindet, um im Besucher Entdeckerlust und Neugierde auf einen Spaziergang zu wecken.» Wir dürfen froh sein, dass wir nicht auch noch die zweiten, dritten und vierten Gedanken zur Kenntnis nehmen müssen, und dass die Murtner Ausstellungsbauten – im Gegensatz zum Wortsalat – von einer tatsächlich gemeisterten Architektursprache zeugen.

Anschliessend kommen die Historiker zu Wort: Hans-Joachim Schmidt stellt die Murtenschlacht, der sprachlichen Ausgeglichenheit des Bandes zuliebe auf Französisch, in den europäischen Kontext, Hans Rudolf Fuhrer und Benjamin Geiger schildern im Licht der neuen Forschung, warum es zum Kampf zwischen Karl dem Kühnen und den Schweizern kam und wie die Schlacht verlief. Die nächsten beiden Aufsätze befassen sich mit dem Phänomen des Panoramas, Aloys Lauper in einem französischsprachigen Beitrag, der bereits 1997 in der 7. Ausgabe der Zeitschrift «Freiburger Kulturgüter» erschienen war, Erasmus Weddigen in einem Essay über «Illusion im Wandel: von der Rund-Schau zur Rundschau». Weder der eine noch der andere Autor weisen übrigens darauf hin, dass Freiburg mit der von Christoph Rheiner im April 1840 geschaffenen «Ansicht der Stadt Freiburg und ihres Weichbildes vom Observatorium des Lyzeums aus» eine frühe Panoramamalerei besitzt, die sich trotz ihrer Zweidimensionalität durchaus sehen lassen kann.

Nach diesen allgemeinen Ausführungen geht Volker Schaible auf die Entstehung des Murtenpanoramas ein, das der Historien- und Schlachtenmaler Louis Braun und seine Mitarbeiter 1893–1894 in München geschaffen haben. Armin Panter bestimmt den Platz des Riesenwerkes «zwischen Historiengemälde und Bildreportage». Hermann Schöpfer geht der Arbeitsweise des Künstlers und dessen historischen Vorlagen nach und analysiert die Umsetzung der konkreten Landschaft und ihrer Elemente in eine Bildkomposition, die verschiedene Standorte miteinander verknüpft und ineinander schiebt. Sonya Schmid stellt die Wappen und Banner vor, die zur Farbenpracht der Malerei beitragen, und das Restauratorenteam mit Christophe Zindel, Volker Schaible, Bernhard Maurer und Stefan Zumbühl legt seine Ergebnisse über Bildträger und Maltechnik vor. Schliesslich erörtert Volker Schaible einige allgemeine Aspekte der Konservierung und Restaurierung. Als immer noch nützliche «Erklärung des Rundbildes der Schlacht bei Murten» erweist sich der Text, den Viktor Tobler für die Präsentation des Panoramabildes 1894 verfasst hat. Der knappe Anhang umfasst eine zweisprachige Zeittafel und die Bibliographie. Das «Schlussbonbon» befindet sich in einer Tasche auf der Innenseite des hinteren Buchdeckels: eine Falttafel, die sich auf eine Länge von 2,80 Metern ausklappen lässt. Wer sich durch die Faltung in seinem ästhetischen Befinden gestört fühlt, hat sogar die Möglichkeit, sich die Gesamtansicht in gerolltem Zustand zu beschaffen. In solchen vorsorglich liebevollen Details zeigt sich einmal mehr der feinsinnige Kunstverstand, der dem Herausgeber des Buches über das Murtenschlacht-Panorama seit jeher eigen ist.

HUBERTUS VON GEMMINGEN

Samuel JORDAN, *Chocolats VILLARS S.A. (1901–1954). Le parcours d'une entreprise atypique*, Vorwort von Laurent TISSOT, Nachwort von Gaston GAUDARD, Freiburg, Université de Fribourg (Suisse), 2001 (= Aux sources du temps présent, Bd. 7), 286 S., 3 Tab., 22 Abb.

Firmengeschichten sind ein wichtiger Bereich der lokalen, regionalen und nationalen, seit einiger Zeit auch internationalen Wirtschaftsgeschichte. Dabei machen sich Historiker und Wirtschaftswissenschaftler häufig gegenseitig das Terrain streitig. Im vorliegenden Fall kann von einer fruchtbaren Zusammenarbeit gesprochen werden, wie das instruktive Nachwort von Gaston Gaudard, Direktor der Forschungsstelle für Raumwirtschaft der Universität Freiburg (FRUF), zeigt. Der Verfasser der vorliegenden Lizentiatsarbeit ist Historiker, der sich im Bereich der Wirtschaftstheorie hervorragend auskennt. Dies beweisen seine zahlreichen diesbezüglichen Zitate, bei denen man allerdings des Öfteren nicht recht entscheiden kann, ob die Theorie dazu da ist, die Richtigkeit der Fakten zu belegen, oder ob die Fakten die Unanfechtbarkeit der Theorie bekräftigen sollen Dieses hermeneutische Problem wird vom Autor nicht diskutiert, erzeugt jedoch ein stets präsentes akademisches «Grundgeräusch», das die Lektüre stört und gelegentlich etwas mühsam werden lässt. Was im Wissenschaftsbetrieb unabdingbare Voraussetzung seriöser Forschung ist, mag für den interessierten Laien durchaus entbehrlich sein. Dies ist jedoch der einzige gewichtige Einwand, der hier gegen die unveränderte Veröffentlichung der schnörkellos geführten und in vielerlei Hinsicht erkenntnisfördernden Untersuchung vorgebracht werden soll.

Die Arbeit beruht auf eingehender Archivforschung. In erster Linie ist es das Firmenarchiv, das systematisch ausgewertet wurde, wobei sich der Verfasser durchaus im Klaren ist, dass Beschlussprotokolle, Bilanzen und Geschäftsberichte mit Vorsicht zu interpretieren sind. Mit der Geschichte der Schokoladefabrik Villars, die in den zwanziger Jahren mit 900 Beschäftigten der grösste Arbeitgeber des Kantons war, wird die Entwicklung der freiburgischen Industrialisierung in ein neues Licht gestellt, und die Erfolge beziehungsweise Misserfolge des Unternehmens lassen wertvolle Rückschlüsse auf heutige Tendenzen zu. So zeigt sich beispielsweise, dass Innovation ein entscheidender Faktor für wirtschaftlichen Fortschritt ist. Innovativ war Villars vor allem im Bereich des Verkaufs. Unter Ausschaltung des Schokoladekartells und des Zwischenhandels schuf die Freiburger Fabrik in der Schweiz ein eigenes Netz aus 50 Filialen und 1400 Depots, die es ihr erlaubten, ihre Ware 25% günstiger anzubieten als die Konkurrenz. Was das aggressive Marketing betrifft, lässt sich Villars, wie übrigens auch die Fleischverarbeitungsfirma Bell, als Vorläuferin der Migros bezeichnen. Andererseits ist es der Direktion nie gelungen, die innovative Kraft auf die ausländischen Märkte zu richten. Versuche, sich in England oder Holland festzusetzen, misslangen, und die Einschränkung auf den schweizerischen Binnenmarkt war einer der Gründe für die Stagnation und den Niedergang des Unternehmens in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg.

Im Jahr 1900 gelangte ein protestantischer Berner Jungunternehmer namens Wilhelm Kaiser nach Freiburg, geleitet von der festen Absicht, hier eine Schoko-

ladefabrik zu gründen. In acht Monaten war die erste Fabrikanlage gebaut, und die Herstellung konnte beginnen. Die Gründung kam der Wirtschaftspolitik von Georges Python entgegen, die auf eine starke Landwirtschaft ausgerichtet war und daher industrielle und gewerbliche Betriebe förderte, die diesem Hauptziel dienten: Nahrungsmittelindustrie, Maschinenindustrie (landwirtschaftliche Maschinen) und Tourismus. Auf der Pérolles-Ebene fand Kaiser ideale Rahmenbedingungen vor: leistungsfähige Infrastrukturen (Elektrizität, Gleisanschluss), ein grosses Reservoir an Arbeitskräften, einen qualitativ hochstehenden Rohstoff in ausreichender Quantität (Milch) und eine geringe Steuerbelastung. Das Gelände, das ihm der Freiburger Staatsrat über die Wasser- und Forstverwaltung verkaufte, lag auf Gemeindegebiet von Villars-sur-Glâne; daher der Name der Schokoladefabrik, die im Unterschied zu ihren Konkurrenten (Cailler, Peter, Kohler, Suchard, Lindt) nicht den Namen der Gründer- und Besitzerfamilie trägt.

Über den Bau und seine verschiedenen Erweiterungen erfahren wir leider herzlich wenig. Vermutlich gibt das Firmenarchiv in dieser Hinsicht nicht viel her. Mit seinen roten Backsteinfassaden, die einer englischen «Mill» nachempfunden sind, und mit dem hohen Kamin war der Komplex jahrzehntelang eines der Freiburger Symbole für wirtschaftlichen Wohlstand. Auch heute noch besticht die Anlage, die 1908 von Frédéric Broillet und Charles-Albert Wulffleff umgebaut wurde, durch ihre Grösse und Geschlossenheit. Das Architektenteam Broillet/Wulffleff hat in der ganzen Stadt imposante Gebäude, wie die Paulusdruckerei, das Salesianum oder die Villa Les Fougères, errichtet und die freiburgische Gründerzeitarchitektur entscheidend geprägt.

Offensichtlich beschäftigte Villars nicht nur anerkannte Architekturbüros, sondern auch die Elite der schweizerischen Werbegrafiker. Im Anhang des Buches sind einige Werbeplakate wiedergegeben, die von Künstlern wie Emil Cardinaux (abgewandelter Rattenfänger von Hameln, 1905) oder Charles Kuhn (Kopf eines Schwarzen mit Sennenkäppi und drei Edelweiss hinter dem Ohr, 1943) stammen. Auch dieser Aspekt kommt in Jordans Untersuchung entschieden zu kurz. Selbst die berühmte Villars-Kuh wird in zwei Sätzen und einer Anmerkung abgehandelt, ohne dass sich der Autor um den vollständigen Namen des Künstlers bemüht hätte. Der Zuger Grafiker Martin Peikert (1901–1975), der sich in seinen Arbeiten meist ebenso gekonnt wie kunstvoll um die Einheit von Schriftzug und Markenzeichen bemühte, schuf das eiserne Milchtier 1928 aus den Buchstaben «de Villars». Zwei Exemplare dieses «lieu de mémoire» sind auch heute noch in ihrem Kernland, im Grossraum Freiburg, zu finden. Diese und weitere Plakate – man denke etwa an den verschmitzt dreinblickenden Fuchs unter dem Baum, auf dem vier Raben sitzen, der eine mit dem Namensschild «Villars» im Schnabel: eine Anspielung auf La Fontaines Fabel – zeigen, dass es mit der Behauptung der Firma «Warum wir keine Reklame machen? Wir haben sie nicht nötig» nicht so weit her war.

Das Adjektiv «untypisch», mit dem im Untertitel des Buches die Schokoladefabrik Villars charakterisiert wird, ist nur dann sinnvoll, wenn der positive Begriff, den es verneint, genau definiert werden kann. So weit geht der Autor nicht, doch im Laufe der Untersuchung erfahren wir doch einiges über Villars,

das untypisch ist: zwei Wochen Ferien für das Personal ab 1915, Billigpreise, Direktverkauf in eigenen Filialen, zusätzlicher Handel mit Tee und Kaffee, geschickte Rohstoffeinkäufe mit lukrativem Wiederverkauf, Kampf gegen das Kartell. Auch Firmengründer Wilhelm Kaiser (1872–1939) wird als «untypischer» Unternehmer bezeichnet. Einerseits verfügte er dank dem Vermögen seiner Familie von Anfang an über genügend Kapital, andererseits hielt er in gesellschaftlicher und politischer Hinsicht stets Distanz zu dem Gemeinwesen, das er für die Niederlassung seines Unternehmens gewählt hatte. Zusammen mit dem Mitgründer und langjährigen Direktor Paul Protzen entwickelte er die Geschäftspolitik, die den Erfolg von Villars begründete. Dabei konnte er auch auf begnadete Mitarbeiter zählen, denen es beispielsweise gelang, die knifflige Herstellung der «Larmes de Kirsch» zu meistern. Sein Sohn Olivier, der ihm nachfolgte, setzte hauptsächlich auf Kontinuität, was jedoch nicht ausreichte, um das Überleben der Firma langfristig zu garantieren. Der riesige Immobilienbesitz in der ganzen Schweiz diente viele Jahre zum Ausgleich der Geschäftsverluste. Das vom Autor gesetzte Schlussjahr 1954 hat allerdings nichts mit der Firmengeschichte zu tun, sondern lediglich mit dem Umstand, dass ab diesem Jahr das Archiv des Unternehmens keine wesentlichen Unterlagen mehr enthält. Zwar skizziert Jordan die Entwicklung von Villars bis heute, doch bleibt die eigentliche Geschichte ab 1954 noch zu schreiben, falls die fehlenden Aktenordner überhaupt wieder auftauchen sollten.

HUBERTUS VON GEMMINGEN

Jean-Pierre ANDEREGG, *Une histoire du paysage fribourgeois. Espace, territoire et habitat – Freiburger Kulturlandschaften. Materialien zur Geschichte der ländlichen Siedlung*, Freiburg, Kantonaler Kulturgüterdienst, 2002, 364 S., Abb.

Wer heute in Hochgeschwindigkeitszügen durchs Land saust oder sich redlich bemüht, zwischen den Lärmschutzwänden der Autobahn anstandslos und staufrei von A nach B zu gelangen, wird der Landschaft, die er durchquert, kaum mehr gewahr. Anders der Flugpassagier, der zumindest im Ab- und Anflug die Flughafengegend als deutlich in Natur-, Nutz- und Wohnflächen unterteiltes Umland wahrnimmt. Diesen Blick aus der Vogelperspektive und die aus der Überschau abstrahierend gewonnenen Kartenausschnitte und Situationspläne macht sich das hier zu präsentierende Buch konsequent zunutze. So lässt sich die Distanz gewinnen, die es braucht, um Heimat als Kulturlandschaft zu begreifen und zu deuten.

Der Begriff «Kulturlandschaft», den es, wie der Buchtitel zeigt, im französischen Sprach- und Kulturraum nicht gibt, macht zunächst einmal stutzig. Er scheint anzudeuten, dass es neben der Kulturlandschaft nicht nur eine Natur, sondern auch eine Naturlandschaft gibt. Im Gegensatz zur Natur ist die Landschaft eine Erfindung des Menschen, denn ohne das wahrnehmende Subjekt gibt es keine Landschaft. Umgekehrt hat die Natur in der Vergangenheit den Men-

schen nicht gebraucht, zumindest solange dieser sie in Ruhe liess, während sie in ihrer Umformung zur Natur- und weiter zur Kulturlandschaft immer mehr auf Schutz gegen die gestalterischen Eingriffe des Menschen angewiesen ist.

Auf den ersten Seiten gibt der Autor eine Definition seines Untersuchungsgegenstands, wobei er nicht von Ansprüchen oder Rechten der Natur ausgeht, sondern unseren eigenen Bedürfnissen Priorität einräumt: «Unter Kulturlandschaft versteht man die vom Menschen zwecks seines materiellen und geistigen Überlebens veränderte und gestaltete Landschaft» (S. 17). Allerdings kann diese fast darwinistisch klingende Formulierung nicht uneingeschränkt stehen bleiben; zwei Sätze weiter heisst es: «Erst der pflegliche, d. h. nachhaltige Umgang mit den natürlichen Rohstoffen sichert auf die Dauer das Überleben der Menschheit.» Ist die bedenken- und verantwortungslose Ausbeutung unserer Umwelt die Hauptgefahr, die der Natur droht, so sieht sich der Mensch, will er sie in behutsamer Annäherung erschliessen, auf Hilfsmittel angewiesen; diese sollen ihn befähigen, die Landschaft in ihren einzelnen Bestandteilen und in ihrer Geschichte zu lesen und zu verstehen, um jenseits aller kruden Materialität ihren «geistigen und identitätsstiftenden Wert» zu erkennen.

Was sich hier in liebenswerter Untertreibung als bescheidene Leseanweisung ausgibt, ist in Wirklichkeit ein überaus gewichtiges und umfangreiches Grundlagenwerk, das auf einer dreissigjährigen intensiven Auseinandersetzung mit der Freiburger Kulturlandschaft beruht, eine Art Summa des Freiburgerlandes aus ethnologischer, kulturgeographischer und baugeschichtlicher Sicht. Die «Materialien zur Geschichte der ländlichen Siedlung» bilden ein mächtiges Dachwerk, das auf einem Unterbau aus solider Grundlagenforschung ruht. Die beiden Bände über die Bauernhäuser des Kantons Freiburg (1979 und 1987) sind die Giebel, die das Werk über die freiburgischen Alphütten (1996) einem Mantelstud gleich aussteift. Wer Andereggs viertes Buch durchblättert, um zunächst einen ersten Augenschein zu nehmen, sieht sich einer verwirrenden Fülle von Texten und Bildern, Kartendetails, historischen Aufnahmen und farbigen Fotografien, Statistiken, Quellenzitaten und Kommentaren in Deutsch und Französisch gegenüber. Es braucht eine längere, geduldige Lektüre, bis sich die durchdachte Gliederung dieses vielfältigen Materials zu erkennen gibt, bis man die Überzeugung gewinnt, es sei dem Autor durchaus gelungen, seinen Stoff zu bändigen und in eine logische Abfolge zu bringen.

Nach den obligaten Vorgeplänkeln – Staatsrätin Isabelle Chassot windet dem Autor in ihrem Geleitwort ein Kränzchen für seine langjährige Forschungsarbeit, während das Vorwort der Historikers François Walter auf einige Besonderheiten des Buches hinweist – treibt Jean-Pierre Anderegg die Grundpfosten für seine Ausführungen in den Boden, indem er die Natur und ihre Ressourcen, die Vegetation (Bäume und Hecken) und die prägende Rolle der Dreifelderwirtschaft vorstellt. Ein wichtiges Element, das «die Gedächtnisfunktion unserer Landschaften [...] unterstützt» (S. 108), sind des Weiteren die Flurnamen, ein «bedrohtes Kulturgut», das in den Güterzusammenlegungen und Meliorationen der jüngeren Vergangenheit verloren gehen könnte, wenn es nicht in neue Strassenbezeichnungen hinübergerettet wird.

Mit dem Kapitel «Vom römischen Landgut zum Ackerbauerndorf» leitet der Autor zum nächsten Teil des Buches über, der im Zeichen der Siedlungsgeschichte steht. Die erstaunliche Fülle herrschaftlicher Wohnstätten, die Entwicklung der Ortsnamen und der Bevölkerungsstruktur sowie Aspekte der Territorialität werden dargestellt und in konkreten Beispielen veranschaulicht. Ein umfangreicher Abschnitt ist der Sakrallandschaft gewidmet: Kirchenstandorte werden miteinander verglichen, Kapellen, Wegkreuze, Wallfahrten und Prozessionswege vorgestellt, und den Abschluss bildet ein überraschendes Kapitel über Mariengrotten, die, wie die Bestandsliste im Anhang zeigt, in fast fünfzig Gemeinden des Kantons zu finden sind.

In der zweiten Hälfte des Buches sind Kurzporträts von fünfzig «exemplarisch ausgewählten Kleinsiedlungen (Gutshöfe, Bauernweiler, Gewerbe- und Arbeitersiedlungen)» (S. 19) vereint. Diesen kleinen Siedlungseinheiten gilt die besondere Aufmerksamkeit des Autors, da sie heute, wie François Walter feststellt, als «Waisenkinder der Bundes- und Kantonsinventare bzw. der Planungs- und Schutzverordnungen» (S. 15) besonders gefährdet sind. Vier Buchseiten (S. 212–215) füllt beispielsweise die Darstellung der klösterlichen «Grangie» Les Muéses nördlich von Posieux, die seit 1971 der Burgergemeinde Freiburg gehört. Ursprünglich ein Aussenhof des Klosters Hauterive, entwickelte sich das Gut im Laufe der Zeit zum Musterbeispiel einer Patrizierdomäne: Das Land wurde in radial angelegten Zelgen vom zentralen Bauernhof aus bewirtschaftet, die Hofgebäude bilden eine linear angeordnete Baugruppe von harmonisch gewachsener Geschlossenheit. Die Beschreibung des Guts ist, wie alle Siedlungsporträts, in die Abschnitte «Lage», «Ortsbild», «Baubestand» und «Typologie» gegliedert. Da es sich in diesem Fall um einen Hof im französischsprachigen Kantonsteil handelt, ist der Text französisch verfasst und mit einer knappen deutschen Zusammenfassung versehen. Drei Situationspläne (1855, 1886, 1999), drei Fotografien von 1999, eine historische Aufnahme des Scheunenunterdaches von 1935 und ein Plan von 1781 aus dem Staatsarchiv bilden die Illustrationen. Hinzu kommen tabellarische Übersichten zu den Gebäuden, den Grundeigentümern und weiteren ehemaligen Domänen des Klosters Hauterive. Ein Kasten enthält zwei Quellentexte von 1346 und 1449, in denen das Gut erwähnt wird.

Ein paar Seiten (S. 222–225) weiter wird, diesmal in deutscher Sprache mit französischem Résumé, «einer der reinsten klassizistischen Landsitze des Kantons» vorgestellt. Die streng rechtwinklige Anlage von Brunnenberg bei Tafers besteht aus einem mehrfach umgebauten Herrenhaus, einer Kapelle, verschiedenen Ökonomiebauten und einem schachbrettartig aufgeteilten Garten. Ein Plan von 1781, der die östliche Hälfte des Landgutes zeigt, drei Situationspläne (1861, 1874, 1999), zwei zeitgenössische Fotografien und eine Luftaufnahme bilden die reiche Ikonographie dieses Porträts. Die Besitzer vom 17. bis 20. Jahrhundert und die Bestandsaufnahme des Katasterplans von 1861 werden übersichtlich aufgelistet, hinzu kommt, unter dem Titel «Das Landgut als Kapitalanlage», eine ausführliche Darstellung der teilweise hektischen Besitzerfolge.

Bereits im Kapitel «Besitzer, Pächter und Dienstboten» hatte sich der Sozialhistoriker Anderegg zu Wort gemeldet, der mit seinen Ausführungen über die

gesellschaftlichen Verhältnisse auf dem Land überraschende Einsichten bietet. «Die einheitliche Sozialstruktur der Landbevölkerung ist ein Mythos» heisst es provokatorisch (S. 118), und dies gilt nicht nur für den sozialen Status, sondern auch in konfessioneller und sprachlicher Hinsicht. Wie die vom Autor ausgewerteten Volkszählungen von 1850–1870 zeigen, stammen die Dienstleute katholischer Freiburger Grundbesitzer «fast ausschliesslich aus dem reformierten Kanton Bern» (S. 119). Interessant sind ebenfalls die Hinweise auf das ländliche Handwerk, das «oft am Rand des Existenzminimums lebte» (S. 119). Eine ausgesprochene Taglöhnersiedlung mit bescheidenen Bauten war das Quartier La Jacqua bei Attalens, in dem heute Villenbesitzer an die Stelle der Tagewerker, Schuster, Dachdecker und Strohflechterinnen getreten sind. Ein Sonderfall ist der Weiler Bächlisbrunnen in einer landwirtschaftlich wenig wertvollen Zone bei St. Antoni, in dem seit dem 18. Jahrhundert überwiegend Zimmerleute lebten. Dies gibt dem Autor Gelegenheit, nicht nur eine Stammtafel der Zimmermannsfamilie Meuwly (S. 308) zu veröffentlichen, sondern auch auf die allgemeine Situation der «randständigen» Sensler Handwerker einzugehen.

Der Anhang enthält eine Reihe nützlicher Instrumente, die der Erschliessung der in den Band gepackten Schätze dienen: Übersichtskarten, Glossar, weitere historische Dokumente (zum Beispiel die Allmend-Reglemente für Jaun und Egg-Neuhaus), Tabellen zu den patrizischen Herrensitzen, den doppelsprachigen Ortsnamen, den Siedlungswüstungen, den steuerpflichtigen Haushaltungen (1387, 1555, 1559) und den Mariengrotten. Orts- und Personenregister erleichtern das Nachschlagen. Mit dem vom Autor zitierten Geographen Joseph Schmithüsen darf man hinsichtlich des Andereggschen Gesamtwerkes nicht ohne ein durchaus berechtigtes Selbstwertgefühl feststellen: «Die Landschaften sind, nebst den Bibliotheken, die wichtigsten Speicher geistiger Errungenschaften der Menschheit».

HUBERTUS VON GEMMINGEN